

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 26 (1974)
Heft: 1

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Gloor «Die besten Jahre»

Was man von Kurt Gloor's Filmen gewiss nicht sagen kann, ist, dass sie langweilig oder unverbindlich seien. Sein Interview-Film «Die grünen Kinder» hat die heftigsten Diskussionen hervorgerufen und noch jüngst zu unschönen Auseinandersetzungen bei der Verleihung des Zürcher Filmpreises geführt. Während die Jury sich knapp für die Auszeichnung des Gloor-Films entschlossen hatte, wurde dieser Entscheid durch Stadtpräsident Widmer und Regierungsrat Gilgen wieder umgestossen. Dieses durch ein seltsames Reglement zwar gedeckte, jedoch rein politisch motivierte und damit fragwürdige Vorgehen führte zu einem Austritt aus der Jury und zum Fernbleiben der meisten Preisträger bei der Preisverleihung. Dass sich an diesem Werk, das von einigen als marxistisches Machwerk beschimpft wird, die Geister scheiden, liegt daran, dass es wirtschaftliche Interessen tangiert, was offensichtlich in der Schweiz der sicherste Weg ist, zu einem Politikum zu werden. Obwohl sich Gloor's neuer Film «Die besten Jahre» aus der Arbeit an den «Grünen Kindern» entwickelte, dürfte er nicht in gleicher Weise zum umstrittenen Politikum werden, aber seine Wirkung könnte mindestens so nachhaltig sein. Es handelt sich bei diesem Film, der vom Deutschschweizer Fernsehen am 15. Januar, 20.20 Uhr, ausgestrahlt wird, um das filmische Protokoll eines Gruppengesprächs über die Situation der verheirateten Frau im Alltag ihrer besten Jahre. Es ist ein eindrücklicher Film über die Schwierigkeiten der Selbstverwirklichung der Frau in einer Gesellschaft, die weitgehend von Männern für Männer gemacht wird. Kurt Gloor legt hier erneut eine überzeugende Probe seines Könnens als subtiler Kameraführer und einfühlsamer Regisseur ab, der genau weiss, was er will. Es ist eine Teamarbeit geworden, in der die Persönlichkeit des Regisseurs zugunsten der Respektierung und ungehinderten Entfaltung der Mitwirkenden zurücktritt.

Bei der Arbeit an den «Grünen Kindern» stellten Gloor und seine Mitarbeiter fest, «dass die Situation der Kinder in unserer Gesellschaft nicht als etwas für sich isoliertes betrachtet werden kann, sondern unlösbar verknüpft ist mit der Situation der Eltern, besser: der Erzieher. Der Erzieher jedoch, das ist vor allem die Mutter. Und die Rolle und Situation der Mutter ist wiederum nur begreifbar aus der Situation der Frau in unserer Gesellschaft allgemein.» Dieser Fragestellung nachzuspüren, setzte sich Gloor's Filmprojekt – eine Koproduktion des Eidgenössischen Departements des Innern und des Schweizer Fernsehens mit Unterstützung durch evangelische Frauenorganisationen und die katholische und evangelische Filmstelle – zur Aufgabe. Kurt Gloor und der Psychologin Dr. Ingrid Specht-Jürgensen, die die Gesprächsleitung übernahm, «sahen die Methode des Gruppengesprächs am ehesten geeignet, die Beziehungsstruktur zwischen Mann und Frau im trivialen Bereich des Alltags sichtbar zu machen. Das Gruppengespräch soll die Möglichkeit schaffen, das beidseitige Rollenverhalten, das Selbst- und Partnerbild sowie die eigenen Weiblichkeits- und Männlichkeitsstereotypen gegenseitig zu vergleichen und zu hinterfragen.» Nach einer gründlichen Vorbereitung, zu der auch eine Selbsterfahrung Kurt Gloor's und Ingrid Specht's in einer Versuchsgruppe von zehn Personen gehörte, wurden mit einer Anzeige in der Lokalzeitung eines Zürcher Vororts jüngere Ehepaare für das Filmprojekt gesucht. Von den sieben Paaren, die sich meldeten, wurden vier auf Grund ihrer stabilen Persönlichkeitsstruktur und der verschiedenen Kinderzahl (0 bis 3) ausgewählt. Die vier Hausfrauen im Alter von 30 bis 35 Jahren waren früher Papeteristin, Direktionssekretärin, Sekretärin oder Biologin (übt als einzige ihren Beruf auch weiterhin aus). Die Männer im Alter von 31 bis 33 Jahren sind Handelsreisender, Architekt, Public-Relations-Berater oder Rechtsanwalt. Die

Gesprächssitzungen fanden an fünf aufeinanderfolgenden Abenden während jeweils etwa zwei Stunden statt und stellten an die Beteiligten beträchtliche Anforderungen hinsichtlich Mut, Einsatz und Konzentration. Eine Gesprächsleitung wurde als notwendig erachtet, um die Gruppe im Gleichgewicht zu halten und allfällige, bei der tief ins Persönliche reichenden Thematik durchaus zu erwartende seelische Ein- und Zusammenbrüche zu verhindern. Die gruppenspezifisch erfahrene und behutsam-zurückhaltende Gesprächsleiterin Ingrid Specht beschränkte sich – meiner Meinung nach etwas zu sehr – darauf, gesprächsauslösende und weiterführende Fragen zu stellen sowie einige Erläuterungen und Zusammenfassungen zur Überbrückung von Schnitten zu geben. Alle Themen wurden demnach von den Ehepaaren selbst eingebracht, und es ist durchaus aufschlussreich, worüber *nicht* gesprochen wurde (z. B. sexuelle Probleme). Das über zwölfstündige Filmmaterial musste zu einem 85minütigen Streifen gekürzt und montiert werden. Nach Aussagen der beteiligten Ehepaare an einem vom Fernsehen organisierten Gespräch mit Pressevertretern ist es dem Filmteam trotzdem gelungen, Stimmung und Verlauf des Gesprächs sowie den Anteil der Teilnehmer an dieser «Kollektivarbeit» ziemlich genau wiederzugeben. Wohl auf Grund der Erfahrungen mit den «Grünen Kindern» gewitzigt, wurde dem Filmteam vom Fernsehen in der Person von Dr. Mario Erdheim ein Berater, um nicht zu sagen Aufpasser, beigegeben, dessen Mitarbeit sich dann allerdings fruchtbar und kollegial gestaltete.

Mit der Auswahl der vier Ehepaare, die alle dem gehobenen Mittelstand angehören, ist auch die Einschränkung der Probleme auf eine bestimmte Schicht und Sicht gegeben. «Die besten Jahre» ist kein Film über die Situation *der* Frau in unserer Gesellschaft. Eine Arbeiterfrau oder Bäuerin wird ihre Lage in vielem anders sehen und erleben. Dennoch leistet Gloor's Film eine Aufklärungsarbeit für alle, weil er bewusstmachen sucht, wie sehr das Rollenspiel der Geschlechter noch immer



eine Rolle spielt, sogar oder erst recht in der sonst einigermaßen als «emanzipiert» geltenden bürgerlichen Oberschicht. Die von alters her tradierte Vorstellung vom Mann, der berufstätig draussen im Lebenskampf steht und für den Familienunterhalt sorgt, während die Frau am häuslichen Herd Kinder aufzieht, putzt und flickt, prägt nach wie vor trotz gewandelten Verhältnissen das Verhalten der Gesellschaft. Diese versagt einerseits der Frau die Anerkennung ihrer Tätigkeit als vollwertigen Beruf, andererseits bietet sie Mann und Frau nicht die gleichen Berufschancen. Ein weiblicher Personalchef etwa ist noch vielerorts undenkbar. Typisch ist, dass viele Frauen im Hinblick auf die Heirat Berufe lernen (müssen), die sie nicht voll befriedigen und die später aufzunehmen sie keine Lust mehr haben. Paula St. sagt am Schluss des Films resigniert: «Herr B. hat mich gestern abend sehr zum Nachdenken gebracht, wenn er sagt, dass eine Frau also mit 30, 35 es sehr schwer haben wird, einen neuen Beruf zu erlernen, wenn sie im alten Beruf nicht mehr einsteigen will. Dann habe ich mir gedacht: dann ist doch die Frau ... gut, in den besten Jahren, zwischen 20, 30 und 35 muss sie Haushalt machen und Kinder kriegen und dann ist sie ja eigentlich abgeschrieben.» Im Gespräch, das nicht zuletzt Anstösse zur Überwindung einer solchen Resignation vermittelt, kommt deutlich zum Ausdruck, dass eine vollwertige Berufstätigkeit oft der erste Schritt zur Selbständigkeit und Selbstverwirklichung ist. Die Frage ist nur, ob das unbedingt ausserhalb der Familie und in einem der üblichen Berufe sein muss, in denen sie ja auch wie der Mann in den meisten Fällen nur zu einem weiteren Rädchen im wirtschaftlichen Produktionsprozess wird. Könnte sie sich nicht als Hausfrau und Mutter ebenso vollwertig verwirklichen, wenn damit auch eine entsprechende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Leistungen verbunden wäre?

In den «besten Jahren» kommen die (Nicht-)Anerkennung der Hausarbeit durch den Mann, Arbeitsteilung, Rollenverteilung und -tausch, Harmonie und Opfer, Frau und Beruf, Kind und Ehemann, finanzielle Sicherheit und vieles andere zu Sprache. Dabei wird deutlich, dass es keine Emanzipation und Selbstverwirklichung der Frau ohne Emanzipation des Mannes gibt, dass die juristische und politische Emanzipation der Frau nur eine Voraussetzung ist – verwirklicht und vollzogen muss sie alltäglich im privaten und öffentlichen Bereich werden. Erst dann kann man von einer echten Partnerschaft zwischen Mann und Frau sprechen, in der die Würde und Eigenart beider Geschlechter voll gewahrt ist.

Das Gruppengespräch lässt den Zuschauer an einem Bewusstwerdungsprozess teilnehmen, der das Rollenverhalten der Beteiligten sichtbar werden lässt. Die Ehepaare machen aber im Verlauf dieses Gesprächs auch eine mehr oder weniger starke Wandlung durch. Einer der Teilnehmer bekannte am erwähnten Gespräch mit der Presse, seine Frau habe einen Selbstbewusstseins Schub erlebt, sie sei für ihn schwieriger und komplizierter geworden und stelle jetzt härtere Fragen. Wer diesen Film ebenfalls zum Anlass nimmt, sich als zukünftiger oder gegenwärtiger Ehepartner seines eigenen Rollenverhaltens im Alltag bewusst zu werden, wird manchen wertvollen Denkanstoss zur Verwirklichung einer würdigen Partnerschaft erhalten. Viele Männer und Frauen werden sich und ihre Probleme wenigstens teilweise in diesem Film wie in einem Spiegel erkennen. Durch die damit mehr oder weniger stark gegebene Identifikation mit den acht Personen, die ihre Meinungen während des Gesprächs reflektieren, erläutern, korrigieren und vertiefen, ist die Möglichkeit geboten, dass dieser Prozess der Meinungsbildung und Verhaltensänderung vom Zuschauer mitvollzogen und im Alltag selbständig weitergeführt wird.

Die besten Jahre. Regie: Kurt Gloor; Gruppenleitung: Dr. Ingrid Specht-Jürgensen; Beratung: Dr. Mario Erdheim; Kamera: Eduard Winiger, Otmar Schmid; Musik: Dimitri Schostakowitsch; Produktion: Schweiz 1973, Kurt Gloor, Eidgenössisches Departement des Innern, Schweizer Fernsehen und weitere Institutionen, 85 Min.; Verleih: Nemö-Film, Zürich. – Der vollständige Text des Gruppengesprächs kann bei der Pressestelle des Schweizer Fernsehens, Postfach, 8052 Zürich, bezogen werden.

Franz Ulrich

Schulfernsehen und Objektivität

11. Internationales Seminar der UER für Schulfernsehen

Eine ganze Woche lang brüteten in Basel 120 Teilnehmer und Beobachter aus 20 Ländern über Fragen des Schulfernsehens. Das Seminar, das in diesem Jahr zum elftenmal durchgeführt wurde, dient der Ausbildung von Mitarbeitern der Mitgliedsorganisationen der Union der Europäischen Rundfunkorganisationen (UER) und steht auch Beobachtern dieser Organisationen offen. Der Vormittag war den verschiedenen Tagungsthemen und der Diskussion in Gruppen über das jeweilige Thema gewidmet, das an einer nachmittäglichen Plenarsitzung nochmals aufgegriffen wurde. Daran schloss sich weitere Gruppenarbeit an, in Form teils von Diskussionen, teils von praktischer Arbeit. Durch die weitgehende Verlegung der Auseinandersetzung und Vertiefung in die Gruppen wurde das Plenum entlastet, dafür der einzelne Teilnehmer oder Beobachter aktiviert, und es kam nicht zuletzt deshalb ein ergebnisreiches und dichtes Seminarzustande.

Die Themenzusammenstellung erfolgt auf Grund eines dem Seminar vorausgehenden, langwierigen Explorationsverfahrens unter den beteiligten Gesellschaften. So befasste sich das Basler Seminar in diesem Jahr mit der Verwendung der elektronischen Produktionsmittel im Fernsehen, den Präsentations- und Darstellungsmöglichkeiten von historischen Stoffen, der Präsentation von Nachrichten und Aktualitäten für Schüler der Unterstufe, der Verwendung von Sendungen für das allgemeine Publikum im Schulfernsehen und den Sendungen über Entwicklungsländer. Aus dem reichen Stoffangebot greifen wir hier (subjektiv) den Aspekt der Objektivität heraus, die bekanntlich in der Schweiz von Daueraktualität zu sein scheint. Das Seminar nämlich bot die Möglichkeit, unseren eigenen, nationalen Disput um die umstrittene Objektivität im grösseren, internationalen Rahmen und auf der Ebene der Programmschaffenden zu behandeln.

Zwischen Indoktrination und Objektivität

Was hat Schulfernsehen mit Objektivität zu tun, die fast unreflektiert nur auf Informations-, weniger aber etwa auf Unterhaltungssendungen bezogen wird? Die Antwort ergibt sich zunächst aus dem Referat von A. Robert Eygenhuysen (Niederländischer Rundfunk) über eines der Tagungsthemen. Er berichtete über Erfahrungen, Möglichkeiten und Probleme von Nachrichtensendungen für Schüler der Unterstufe. Das Schulfernsehen bewegt sich hier zwischen den Polen Indoktrination und Objektivität. Diese Spannung wird besonders deutlich, da die angesprochenen Kinder in der zentralen Lebensphase der sozialen Entwicklung stehen. So fasst denn Eygenhuysen die Fragestellung wie folgt zusammen: «Im Grunde handelt es sich um die Frage, welche Auffassung zugelassen wird in der für die Beeinflussung empfindlichsten Altersphase der zukünftigen Erwachsenen, also auch um die Frage, ob persönliche Auffassungen, in unserem Falle die Auffassungen der Fernsehproduzenten, zulässig sind.» Die Objektivität ist jedoch kein gutes Instrument, um die Zulässigkeit von Auffassungen zu überprüfen. Eygenhuysen fährt nämlich fort: «Es gibt einen Machtkampf, an dem die Produzenten beteiligt sind und wobei die Frage der Objektivität nur allzu leicht eine Rationalisierung einer verborgenen Subjektivität wird und die Frage der Indoktrination in einseitige Definitionen hinsichtlich der etablierten Gesellschaft und dergleichen abgleiten kann, wo zwischen ja und nein lange herumgestritten wird.»

«Es lebe die Pluralität!»

Eine der Arbeitsgruppen griff die Frage der Objektivität im Schulfernsehen auf. In einem zusammenfassenden Bericht bejaht die Gruppe zunächst allgemein die Ob-

ektivität im Sinne einer Forderung («Objektivität im Fernsehen ist dann gegeben, wenn die tatsächlichen Verhältnisse unparteiisch abgebildet werden»), die aber aus verschiedenen Gründen unerfüllbar bleibt. Die Gruppe entwickelte schliesslich ein Modell, das der gesetzlich geforderten Objektivität gerecht werden soll. Danach müsste dem Zuschauer deutlich gemacht werden, dass in der Darstellung am Bildschirm nie die Summe aller denkbaren subjektiven Standpunkte und Interessen berücksichtigt werden, sondern nur diejenigen, die den Produzenten am wichtigsten scheinen. Soweit besteht wohl kaum ein Unterschied zwischen dem Schulfernsehen und dem übrigen Programm. Die besondere Situation legt aber eine Ablehnung der Objektivitätsforderung im Schulfernsehen nahe. Es hat nämlich vordringlich die Standpunkte und Interessen einiger Gruppen (Schulverwaltung, Lehrerschaft, Schüler) zu vertreten. Im Streitfall geniessen die Interessen der Schüler den Vorzug. Da aber gerade diese Interessen am wenigsten erkannt und deshalb auch am wenigsten «objektiv» sein können, sollen Entscheidungen nur in Gruppen getroffen werden. Zusammenfassend konnte sich diese Arbeitsgruppe trotz ihrer eigenen Divergenz auf zwei Maximen einigen: «1. Wer behauptet, eine objektive Sendung zu machen, verschleiern oder lügt; in jedem Falle manipuliert er ganz besonders raffiniert. 2. Die Objektivität ist tot – es lebe die Pluralität – und damit das Basler Seminar!»

Sepp Burri

Stützen der Gesellschaft

Zur ZDF-Serie «Alles Gute, Köhler»

Man kann diese Art Sendung oder Film im Fernsehen immer wieder vorfinden: die Mischung aus Dokumentation, Spiel(-film), Feature. Als Zuschauer überfällt einen dabei die Unbehaglichkeit, die wohl auch den Machern nicht fremd sein dürfte. Was wollen die mir (dem Zuschauer) eigentlich zeigen: einen Lehrfilm, eine Unterhaltungssendung, einen Aufklärungsfilm? Wo liegt das Hauptgewicht? Bessere Einsichten in gewisse soziale Zustände zu gewinnen, die den meisten fremd sein dürften und mit Belehrungen verbunden sind, oder im Unterhaltungscharakter, der die Informationen so echt wie möglich nachzeichnet? Es ist das alte Dilemma von kritischer Rezeption gewisser Medienaussagen, die in der Regel noch nach wie vor mit den Kriterien der Gedicht-Interpretationen vorgenommen werden: Was wollte der Dichter hiermit sagen? Diese Art von Kritik trennt, auch wenn sie es nicht will, Inhalte von Formen ab, nimmt letztere allenfalls als ornamentales Beiwerk zur Kenntnis und setzt auf diese Weise die altbekannte Trennung von Idee und sinnlichem Genuss fort. In manchen Fernsehfilmen ist diese Trennung geradezu sichtbarer Bestandteil, der eher verwirrt als zur sachlichen Klärung beiträgt.

Das ZDF strahlte zwischen Oktober und Dezember eine siebenteilige Fernsehserie aus, die dieses Dilemma sichtbar werden liess: «Alles Gute, Köhler», von Sina Walden (Buch) und Stefan Rinser (Regie). Es geht um die Problematik von Strafgefangenen, die nach Büssung ihrer Straftat «draussen» in der Gesellschaft wieder Fuss zu fassen versuchen und gegen Vorurteile und berufliche Schwierigkeiten anzukämpfen haben. Im Mittelpunkt der Geschichte steht der junge Gerhard Köhler, der wegen Beteiligung an einem Raubüberfall zu sechs Jahren Haft verurteilt wurde. Vier davon hatte er absitzen müssen, zwei wurden zur Bewährung ausgesetzt. Sein Weg führt ihn zuerst zu seiner geschiedenen Frau, um sie zurückzugewinnen, schon allein wegen des gemeinsamen Sohnes. Die Begegnung wird die erste Enttäuschung für Köhler. Seine Arbeit in einem Frankfurter Grossbetrieb tritt er nicht an, weil er in der Haft zuviel Selbstvertrauen und Kontaktfähigkeit eingebüsst hat. Er

reist in seinen Heimatort, der ihn jedoch auch wieder vertreibt, weil dort – im Gegensatz zur anonymen Grossstadt (der er ebenfalls entflieht) – zuviel geredet wird.

Köhlers Weg ist also eine Art Odyssee, die ihn mit allen Stationen gesellschaftlicher, sozialer und psychologischer Hürden konfrontiert, die zu überwinden besondere Kraft und Selbsterniedrigung abverlangt. An Köhler, roter Faden und Identifikationsmuster, werden verschiedene Figuren geknüpft, die wie er aus der Haft entlassen wurden und wie er keinesfalls mehr ins Kriminelle abgleiten wollen. Da ist zunächst einmal der Lebenslängliche Rudi Mergelsheimer, der nach 22 Jahren entlassen wurde und den Kontakt zur Aussenwelt verloren hat. Um Mergelsheimer kümmert sich eine Frau, die jedoch strikt den Verkehr mit «Ehemaligen» verbietet. Follek, ein anderer, scheitert nach seiner Haft an seiner Frau und den fünf Kindern. Er wird mit ihnen nicht mehr fertig und kann den Ansprüchen der Frau nicht gerecht werden; er fällt auf Betrüger herein und trinkt. Günter schliesslich will nach wie vor das Leben geniessen und lässt sich von Köhler nicht abhalten, einen Raubüberfall zu starten, der ihn nur wieder zurück ins Zuchthaus bringt. Am Ende lernt Köhler eine junge Frau mit einem unehelichen Kind kennen, die er gerne heiraten möchte. Auch sie hat nichts dagegen. Doch ihre Mutter bringt es fertig, dass sie kapituliert. Die Bewährungshelfer sind machtlos. Köhlers weiterer Weg ist ungewiss.

Das sieht zunächst aus wie ein Musterkatalog verschiedener, aber sehr typischer Situationen, wie sie jedem bekannt sind, wie sie in Filmen, Büchern usw. oft genug erwähnt werden; doch den Autoren ging es darum, die Ursachen verschiedener Straftaten aufzurollen, sichtbar und nachvollziehbar zu machen. Was Straffällige brauchen, ist eine Änderung in der Einstellung der Öffentlichkeit. Was nützt ein reformierter Strafvollzug, wenn der Häftling in eine Gemeinschaft entlassen wird, die in ihrer Einstellung keineswegs «reformiert» ist und ihn am liebsten noch mit der Todesstrafe belegt sehen möchte.

Doch eben hier unterlaufen den Autoren entscheidende Fehler, die ich eingangs erwähnte. Der Film ist zu unschlüssig, zu vorsichtig in der Anwendung der Mittel und Darstellung. Er schwankt zwischen Semi-Dokumentarismus und lehrhaftem Modellverhalten, hinter dem immer wieder der Zeigefinger des Oberlehrers hervorlugt. Dass die Schauspieler zum Teil miserabel spielen (bis auf Köhler, der recht überzeugend ist), verstärkt nur das Bewusstsein des Nachgestellten, des Gespielten. Der Psychologe, der am Ende eines jeden Teils den jeweiligen Fall erläutert, kann an der Klischeebildung auch nichts mehr retten. Dass den sozial Schwächsten eine Häufung von Problemen zugemutet werden, wie zum Beispiel schlechte Wohnverhältnisse, mangelhafte Ausbildung und Erziehung, unzureichende Arbeitsbedingungen, wird hier zum koketten Umfeld des Schauspielers. Zuwenig wird differenziert, zuwenig steigt die Kamera ins Soziale hinein, im wortwörtlichen Sinne, alles ist irgendwie fernseh-dramaturgisches Arrangement, das die Vorurteile keineswegs abbaut. Wir stempeln die Straftäter zu Aussenseitern und finden das in Ordnung. Denn damit wird uns bestätigt, dass wir drinnen sind, dass wir in Ordnung sind. Genau diese Bestätigung lieferte die Serie. Die Einsichten waren nur gering, sie blieben an der Oberfläche der Schauspieler haften.

Hier muss man sich denn die Frage stellen, welcher Form man sich bedienen sollte, um beim Zuschauer Einsichten zu wecken. Das konsequente Modellspiel in Form eines regelrechten Seminars mit Kommentaren, Wiederholungen, Diskussionen (mit echten ehemaligen Gefangenen) oder der konsequente Dokumentarfilm mit Laien, etwa im Sinne eines Kenneth Loach. Aber die bunte, fast etwas hilflose Mischung aus beiden Richtungen führt nur zu Missverständnissen und Uneinsichtigkeit. Dass die Serie dennoch sehenswert war, lag zum grossen Teil an dem Schauspieler Herb Anders, der den Köhler unbeholfen, traurig, manchmal klobig und wieder sensibel zu gestalten verstand.

Wolfram Knorr